

zeitig aber würden normativ die herkömmlichen Eigenschaften von Durchsetzungsvermögen, Konkurrenzkampf, Erfolgsstreben, Ehrgeiz, Härte u. a. gegenüber Knaben und Männern aufrechterhalten. Es werde zwar der „neue Mann“ gefordert, der möglichst freiwillig auf seine angestammte Macht verzichten solle. Auf den Titelseiten der Nachrichtenmagazine und Illustrierten prange aber weiterhin der Aufsichtsratsvorsitzende, der Spitzenpolitiker, der Popstar, der Tennischampion und nicht der teilzeit-arbeitende Vater oder Hausmann.

Dem „neuen“ Mann fehlen noch die Leit- und Vorbilder – nicht der Softie soll es sein, darin ist „mann“ sich einig, aber auch gegenüber den Kriegern und Wilden Männer regt sich – trotz der vielen gegenteiligen Beteuerung der sie Propagierenden – berechtigter Zweifel, ob da nicht alte patriarchale Männerherrlichkeit fröhliche Urständ feiert (bis hin zur Verdächtigung Wiecks, der bei Bly alle Initiativen der letzten Jahre diskriminiert sieht, das männliche Image etwas weni-

ger gewalttätig zu gestalten). Ist der neue, der „versöhnte Mann“ Badinters, „der Mann, der seinen Vater gefunden und seine Mutter wiedergefunden hat, das heißt der Mann, der zum Mann geworden ist, ohne das weibliche Mütterliche in sich zu verletzen“?

Aber noch ist es beispielsweise in Deutschland gar nicht zu einer breiteren, den USA vergleichbaren Männerbewegung gekommen, die sich gemeinsam um neue Leitbilder, gar eine Definition neuer Männlichkeit, bemühen könnte. Eine solche sucht man in der gegenwärtigen Literatur mehr oder minder vergeblich. Wird die Reflexion unbestreitbar krisenhafter Männlichkeit aber erst einmal – und hoffentlich – auf breiterer Basis betrieben, werden wohl auch manche Übertreibungen, banale Generalisierungen (über *den* Mann), die Fortschreibung alter (männlicher) Klischees ebenso wie das gelegentlich allzu mystische Raunen verschwinden, das die Lektüre mancher der angebotenen Männerbücher mitunter etwas anstrengend macht.

Alexander Foitzik

## Kitsch oder Kunst?

### Romane beschäftigen sich mit der Gestalt Jesu

*Die Gestalt Jesu von Nazareth ist kein exklusiver Besitz von kirchlicher Verkündigung und Theologie. Zur Wirkungsgeschichte Jesu gehören auch literarische Versuche, sich aus unterschiedlicher weltanschaulicher Perspektive und mit unterschiedlichen Stilmitteln mit dem Mann aus Nazareth auseinanderzusetzen. In den letzten Jahren ist eine ganze Reihe neuer Jesus-Romane erschienen; der Theologe und Germanist Georg Langenhorst stellt sie im folgenden Beitrag vor.*

Überblickt man den literarischen Büchermarkt der letzten Jahre, so fällt ein überraschendes Ergebnis ins Auge: Schriftsteller und Schriftstellerinnen unserer Tage entdecken die Gestalt Jesu von Nazareth neu, und kaum einer der großen deutschen Verlage läßt die Chance verstreichen, einen derartigen Jesusroman in sein aktuelles Programm aufzunehmen.

Was für ein Angebot: Hier eine futuristische „Operation Jesus“ (J. J. Benitez, Bern/München/Wien 1993), dort ein Bestseller mit dem Titel „Ein Mensch namens Jesus“ (Gerald Messadié, Berlin 1991), hier eine „Christusnovelle“ (Patrick Roth, Riverside, Frankfurt 1991), dort gleich direkt das „Evangelium nach Jesus Christus“ (José Saramago, Reinbek 1993), hier „Das fünfte Evangelium“ (Philipp Vandenberg, Bergisch Gladbach 1993), dort gar ein Bericht von „Golgatha live“ (Gore Vidal, Hamburg 1993). Wenn es je ein „Jahr der Jesusromane“ gegeben hat, so war es das zurückliegende Jahr 1993. Und ein Ende dieser wahren Flut von Jesusromanen ist nicht abzusehen. Mit Recht also kann man von einer erstaunlichen Renaissance, einer wahrhaftigen Wiederentdeckung von Jesus als literarischer Figur sprechen.

Jesus als vielfach bezeugte, immer wieder neu gestaltete Romanfigur? Ein ganze Bündel von Rückfragen drängt sich geradezu auf: Wie kommt es zu einer solchen Renaissance der Jesus-Romane? Was ist Ziel und Absicht dieser Werke? Und dann: Welche literarischen Techniken verwenden die Autoren und Autorinnen? Können diese Romane literarisch überzeugen, ist Jesus überhaupt ästhetisierbar? Können sie aber auch – zumindest im Grundansatz – theologisch überzeugen, scheint in diesem literarisch dargestellten Jesus etwas auf von dem Jesus, den uns die neutestamentlichen Quellen bezeugen? Oder aber sind diese Bücher nur auf Auflagenzahlen spekulierende Fast-Food-Produktionen, angehängt an die momentane Jesus-Welle, die von der Qumrandebatte ausgelöst wurde?

Zunächst aber eine kurze Vorüberlegung: Was ist das überhaupt, ein Jesus-Roman? Ein Jesus-Roman – so eine knappe Arbeitsdefinition – versucht, Jesus *in seiner Zeit* literarisch darzustellen, spiegelt also als historischer Roman schon fast 2000 Jahre lang zurückliegende Ereignisse. Diese Gattung des Jesusromans hatte bereits in den fünfziger Jahren ihren eigentlichen Höhepunkt erlebt. Seinerzeit hatte sie mit inter-

nationalen Bestsellern weiteste Verbreitung gefunden und das vorherrschende Jesus-Bild maßgeblich mitbeeinflusst. Nur drei dieser Werke seien hier kurz in Erinnerung gerufen: der literaturnobelpreisgekrönte „Barabbas“-Roman des Schweden *Pär Lagerkvist* aus dem Jahre 1950, der im Deutschen unter dem Titel „Gib mir deine Sorgen“ veröffentlichte Nikodemus-Roman des Polen *Jan Dobraczynski* von 1952, oder die „Die letzte Versuchung“ des Griechen *Nikos Kazantzakis*, 1955 erschienen, aber noch 1988 umstritten verfilmt. Zahlreiche weitere Titel aus diesen Jahren ließen sich hinzufügen.

Der Höhepunkt dieser literarischen Gattung des Jesusromans schien jedoch gleichzeitig auch sein Endpunkt zu sein: Den theologischen und ästhetischen Ansprüchen der sechziger, spätestens der siebziger Jahre konnten diese Romane nicht mehr genügen (vgl. hierzu: *Karl-Josef Kuschel*, *Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, München 1987). Zwei hier nur kurz zu skizzierende Gründe sind es wohl vor allem, die gegen ein Fort- und Weiterschreiben dieser Tradition der Jesusromane anzuführen sind. Zunächst ein theologischer: Die genannten Romane spiegelten fast immer als Glaubenszeugnisse ein traditionelles Christusbild, das freilich zu den nun weithin akzeptierten Ergebnissen der wissenschaftlichen Exegese nicht mehr zu passen schien. Und zweiter Grund, diesmal ein literarischer: zu eindimensional wirkte auch die durchgängig monoperspektivische literarische Präsentation angesichts einer weitaus differenzierteren Wirklichkeitswahrnehmung.

Die Gattung „Jesus-Roman“ schien am Ende angelangt zu sein, Jesus allein in literarischen „Transfigurationen“ (vgl. *Theodore Ziolkowski*, *Fictional Transfigurations of Jesus*, Princeton 1972) weiterzuwirken, also in Romanfiguren, die direkt oder indirekt als zeitgenössische Jesusgestalten gezeichnet sind. Diese Transfigurationen folgen Jesus nicht in seine Zeit, sondern lassen ihn in unserer Gegenwart auftreten (vgl. etwa *John Irving*, *Owen Meany*, Zürich 1990). Um so überraschender nun, daß sich in den letzten fünfzehn Jahren eine – kreative – Fortführung, ja eine Renaissance der Jesus-Romane konstatieren läßt. Spätestens seit Beginn der achtziger Jahre lassen sich erneut zahlreiche Versuche aufzeigen, Jesus in seiner Zeit literarisch nachzuspüren, eine Entwicklung, die vor allem in den letzten drei Jahren ihren Höhepunkt zu finden scheint.

### Nach einem einfachen Strickmuster gefertigt

Wie aber lassen sie sich charakterisieren, diese Jesusromane, als Kunst oder als Kitsch, als ernsthafte literarische, vielleicht sogar religiöse Herausforderung oder als billige Anbiederung an ein Massenpublikum? Ein erster Anhaltspunkt zur Beantwortung dieser Grundsatzfrage ist ein näherer Blick auf den literarischen Stil, den sprachlichen Ton dieser Werke. Hören wir in einige dieser Romane herein, und nehmen wir als „Nagelprobe“ eine der schwierigsten Aufgaben für einen zeitgenössischen Schriftsteller, die direkte Be-

schreibung Jesu. Zunächst also zwei Leseproben. Erstes Beispiel – Jesus als achtjähriger Knabe: „Die Lehrlinge hatten Jesus gern. Er war geduldig, ausnehmend höflich und ausdauernd. Und er war ein schönes Kind, nicht nur was sein braunes Haar, die braunen Augen, den goldenen Schimmer seiner Haut oder auch seinen schlanken und bereits muskulösen Körper betraf, nein, auch in dem Schweigen, das ihn umgab, lag Schönheit. Diese Schönheit wurde aus Quellen genährt, die man kaum zu bestimmen mochte.“

Zweites Beispiel – Jesus als Mittzwanziger: „Der Sohn Marias war hochgewachsen, aufrecht und gutaussehend und hatte einen federnden Schritt, eine hohe Stirn und große ehrliche Augen und war trotzdem etwas schüchtern. Er galt als harter und ehrlicher Arbeiter. Seine Stimme war kräftig, aber er sprach leise, als wollte er seine versteckten Kräfte nicht preisgeben. Sein Lächeln war offen und überwand den Unwillen anderer. Sein Lachen war nie verletzend. Alle mochten ihn.“

Zwei Textproben, die typisch sind für eine Vielzahl dieser neuen Jesusromane: Das erste Zitat stammt aus dem 1988 erstmals veröffentlichten Erfolgsroman „Ein Mensch namens Jesus“ des französischen Autors *Gerald Messadié*, aufgenommen in dieselbe Reihe historischer Romane, in denen auch die Bestseller „Der Medicus“ oder „Der Schamane“ erschienen sind, so erfolgreich, daß der Autor als Fortsetzung gleich noch einen Paulusroman nachreichte (*Gerald Messadié*, *Ein Mann namens Saulus*, München 1992). Das zweite Zitat ist dem im Dezember 1993 erstmals auf deutsch publizierten Werk „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“. Ein Roman über die frühen Jahre Jesu“ entnommen, den der bekannte Kirchenkritiker *Peter de Rosa* bereits 1984 im englischen Original veröffentlicht hatte.

Jesus als makellos schöner, geheimnishaft machtvoller, allseits beliebter junger Mann: das von diesen und vielen anderen Autoren beschworene Bild ist uns hinlänglich bekannt, aus zahlreichen süßlichen Jesusgemälden des 19. Jahrhunderts, aber auch aus frommen Jesusfilmen unserer Zeit: ein zum schon vielfach nachgezeichneten Klischee geronnenes Bild, gezeichnet in einer einfachen, gleichfalls kunstlosen Alltagssprache der Trivialliteratur, mit einem Wort: Kitsch. Was diese beiden Textpassagen über Sprache, Stil und Ton verraten, hält denn auch die gesamte Form der genannten Romane. Sie sind gefertigt nach einem einfachen, bewußt eindimensionalen Strickmuster. Ein auktorialer Erzähler, der alles weiß und alles berichtet, hat den einen Erzählfaden streng in der Hand und schildert uns seine einlinige, scheinbar als Historie präsentierte Handlung. Keine Quelle, die nicht ausgeschöpft würde: Legenden, Mythen und freie Phantasie. Keine wiederum klischeehafte Provokation, die aus Effekthascherei nicht ausgelassen würde: Vom bloßen Scheintod Jesu am Kreuz bis zu seiner sehr irdischen Verbindung zu Maria Magdalena. Keine Scheu der Autoren, selbst in der Sterbestunde in die Psyche Jesu einzudringen. Wären die beiden benannten Beispiele die einzigen Zeugnisse für die neue Renaissance des Jesusromans, so wäre dieses Phänomen in der Tat wenig bemerkenswert und könnte als bloße Zeitströmungskuriosität abgehakt werden.

Andere Autoren sind sich freilich bewußt, daß mit derart einfachen Zutaten ein zufriedenstellendes Ergebnis nicht zu erzielen ist. Ein ernsthafter moderner Roman, ein Jesusroman erst recht, wird um eine bedachtere Sprachverwendung, raffiniertere Perspektive und inhaltliche Differenzierung sicherlich nicht herumkommen. Aber wie? Mit welchen erzähltechnischen Methoden, welchen literarischen Verfahren? Gleich mehrere Möglichkeiten bieten sich an:

Eine erste Möglichkeit, über literarische Verfremdung die Glaubwürdigkeit des Erzählens zu steigern, oder gar erst zu ermöglichen, liegt im Medium *Sprache* selbst. Betrachten wir ein drittes Textbeispiel, in dem wiederum der Versuch unternommen wird, Jesus zu beschreiben. Es ist einem Buch entnommen, das den ungewöhnlichen Titel „Riverside“ trägt, Untertitel „Christusnovelle“, 1991 von dem jungen deutschen Autor *Patrick Roth* im Suhrkamp-Verlag veröffentlicht. Die Novelle besteht nicht aus einer linear erzählten Handlung, sondern vor allem aus einem Gespräch zwischen einem Zeitzeugen Jesu, dem Aussätzigen und wütenden Gottesleugner Diastasimos, und zwei jungen Männern, die zu ihm geschickt sind, um seine Erlebnisse mit Jesus aufzuzeichnen.

Roths Novelle (inzwischen von einer sehr viel schwächeren Novelle des Autors gefolgt: *Johnny Shines* oder *Die Wiedererweckung der Toten*, Frankfurt 1993) – zeichnet sich vor allen anderen Jesusbüchern ohne Frage durch eine völlig eigenständige Sprache aus, eine Sprache, die sowohl an Martin Luthers als auch an Martin Bubers Bibelübersetzungen erinnert, die bewußt gegen Regeln der Normgrammatik verstößt in ihren teils antiquierten, teils neuartigen Verknäppungen, Verkürzungen und Umstellungen. Man mag mit einigen Kritikern diese Sprache als pathetisch oder maniert abtun, fraglos aber hat sie eine sehr durchdachte Funktion: sie durchbricht die Sprachnormen, weil das Geschilderte die Vorstellungsnormen durchbricht, sie verlangsamt den Leseduktus, weil hier etwas eigentlich außerhalb der Zeit Stehendes geschildert werden soll. Und sie schafft gleichzeitig eine Distanz zum Erzählten und ermöglicht das Erzählte gerade so erst.

Die Form der Jesus-Novelle von Patrick Roth unterstützt diesen Effekt: Sie besteht aus höchst innovativen, fast filmhaft zusammengeschnittenen Dialogsequenzen, die äußerst raffiniert eine ganz eigene Atmosphäre schaffen, die nie den Eindruck billiger Legendenhaftigkeit erweckt, sondern in verfremdender Erzählform einen Spannungsbogen aufbaut und durchträgt, der auch den zweifach indirekt vermittelten Bericht von der Begegnung mit Jesus glaubhaft aufnimmt. Jesus erscheint so in einer rätselhaft bleibenden Faszination. Eine bewußt eigenständige Sprache wäre also die erste Verfremdungsmöglichkeit, mittels derer ein moderner Jesusroman glaubwürdig operieren kann. Eine zweite vielfach aufgegriffene Methode liegt in der *Verschiebung der Romanperspektive*: fort von der alleswissenden Erzählerfigur hin zur Figurenperspektive im Roman selbst. Der Autor wählt also, ähnlich wie bei Roth, eine Nebenfigur der Geschehnisse um

Jesus und läßt sie ihre Sicht der Ereignisse formulieren. Dieses Verfahren hat zahlreiche Vorteile: Man erhält so einen in seiner Weltsicht glaubwürdigen und stimmigen Erzähler, mit dem sich die Leser identifizieren können, der nicht historisches Ereignis schildern muß, sondern persönliche Wahrnehmungen und Reflexionen.

### Zugang zur Jesusgestalt über Nebenfiguren

Im Gegensatz zu der frei erfundenen Figur des Diastasimos bei Roth oder zu manchmal ebenfalls aufgegriffenen legendarisch-mythischen Figuren (vgl. *Stefan Heym*, *Ahasver*, Frankfurt 1981) werden derartige Gestalten fast immer den biblischen Berichten selbst entnommen. Zu den herausragenden Figuren, die die Literaten immer wieder besonders fasziniert haben, gehört ohne Zweifel vor allem die Gestalt des *Judas*. Ihren Höhepunkt fand diese das Jesusereignis widerspiegelnde Judas-Literatur in der rhetorisch bestechenden Studie um die Möglichkeit oder gar Notwendigkeit einer kirchlichen Seligsprechung des Judas, die *Walter Jens* schon 1975 unter dem Titel „Der Fall Judas“ vorlegte. Dieses Buch kann geradezu als Paradebeispiel eines geglückten indirekten Jesus-Romans gelten, werden doch hier die bis heute drängenden christologischen Grundfragen anhand der Judasgestalt und ihrer Rolle in der Heilsgeschichte auf hohem theologischem und literarischem Niveau diskutiert.

Neben Judas hat eine weitere Randgestalt des Geschehens um Jesus die Literaten immer wieder fasziniert: die des historisch greifbaren *Pilatus*. Von den wiederum zahlreichen Beispielen sei erneut nur ein Werk kurz herausgehoben, der vieldiskutierte Roman „Der Richtplatz“ des Kirgisen *Tschingis Aitmatow*, einem 1928 geborenen Muslimen, der sich selbst als Atheisten bezeichnet. Ein Roman also von einem weder jüdischer noch christlicher Tradition entstammenden Autor von weltliterarischem Rang. In diesem 1986 veröffentlichten, äußerst vielschichtigen Buch findet sich an zentraler Stelle ein 40 Seiten langer Dialog zwischen Pilatus und Jesus über den Sinn der jesuanischen Botschaft angesichts der drohenden menschgemachten Apokalypse.

Eine dritte biblische Nebenfigur bedarf der Erwähnung: die der *Maria Magdalena*, der *Luise Rinser* in ihrem Roman „Mirjam“ 1983 ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Riners feministisches Jesusportrait aus Sicht der Maria Magdalena wird freilich von dem sehr viel radikaleren Roman „Die Freundin des Herrn“ der Engländerin *Michèle Roberts* an Schärfe deutlich übertroffen.

Judas, Pilatus und Maria Magdalena – diese drei Randgestalten des biblischen Geschehens um Jesus waren und sind für Literaten am reizvollsten, wenn es darum geht, fiktive Perspektiven der Ereignisse neu auszuleuchten (vgl. aber auch den Johannes-Roman von *Guy Hocquenghem*, *Der Zorn des Lammes*, Frankfurt 1992). Es gibt freilich noch eine weitere literarische Methode, sich den Ereignissen um Jesus anzunähern, am eindrucklichsten verwendet von der österreichi-

schen Schriftstellerin *Gertrud Fussenegger*. Sie blickt nicht direkt auf Jesus, auch nicht aus den Augen einer vorgegebenen Spiegelfigur, sondern auf eine *Vielzahl* seiner Zeitgenossen, die eher weniger als mehr mit ihm zu tun haben. Ein näherer Vergleich mit Rinsers *Mirjam* lohnt sich. Im gleichen Jahr 1983 erschienen, von einer fast gleichaltrigen Autorin, präsentiert sich Fusseneggers *Jesus-Roman* unter dem Titel „Sie waren Zeitgenossen“ ebenfalls als eine Art religiöser Lebenssumme einer katholischen Autorin. Doch wo Rinser die Form der direkten Nachzeichnung der Jesusereignisse und damit auch die Form des direkten Glaubenszeugnisses wählt, greift Fussenegger auf eine indirekte Darstellung des Geschehens zurück. So präsentiert sich ihr Roman als eine bunte Collage aus fiktiven Briefen, Notizen, Berichten und ähnlichen Elementen, in denen sich das Zeitgeschehen spiegelt. Einige ihrer Figuren wie die Hohenpriester Kaiphas und Annas oder Pilatus erscheinen als aus der Bibel bekannte Charaktere, andere sind frei erfunden.

Mittels dieser vielfach variierten Collagentchnik gelingt es nun der Autorin, ein breites Spektrum der Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen, unterschiedlichste Positionen zu vermitteln und sehr vielfältige Wahrnehmungen und Bewertungen wiederzugeben. Spezifischer Vorteil dieses Verfahrens: Die Hauptcharaktere der neutestamentlichen Texte, namentlich Jesus, treten nie direkt auf, von ihnen ist vielmehr nur aus dritter Hand die Rede. Über diese drei-, manchmal gar vierfache Brechung der Erwähnung Jesu und seines Auftretens wird den möglichen Umdeutungen des Überlieferungsprozesses und der letztlich Unmöglichkeit historischer Authentizität Rechnung getragen: Keine wörtlich bezeugte Wiedergabe der Worte Jesu etwa, sondern aus der Erinnerung niedergeschriebene Notizen, die selbst noch einmal nur indirekte Berichte über Jesus zusammenfassen. Keine literarisch so ungläubwürdigen Wunderberichte, aber auch nicht deren eher heutiger Sicht entsprechende rationale Erklärungsversuche, sondern das Bezeugen des Aufkommens einer Rede von Wundern Jesu und den damals schon verschiedenen Erklärungsstrategien.

Was also kennzeichnet die Technik von Fussenegger, im Gegensatz etwa zu der von Rinser? Zum einen relativiert sich die gemeinhin unterstellte Bedeutung des Jesusgeschehens für seine Zeitgenossen radikal. Mit dem Auftritt Jesu verändert sich eben gerade nichts von heute auf morgen mit Pauken und Trompeten, weder für die Herrschenden, noch für das einfache Volk. Im Rahmen dieser Präsentationstechnik wird auf die literarisch so schwierigen direkten Auftritte Jesu verzichtet, und hierin manifestiert sich ein zur Zurückhaltung gemahnender Respekt dieser Autoren vor der Figur des Nazareners. Vielmehr wird *von* ihm erzählt, in zweier- oder dreifacher perspektivischer Brechung, unter Berücksichtigung der Bedingtheiten des Überlieferungsprozesses. Gerade die gleichgültige Reaktion der meisten Zeitgenossen, die faktische Nichtzurkenntnisnahme, der gleicherart weiterlaufende Alltag stellen angesichts der bekannten gewaltigen Wirkungsgeschichte implizit die Rückfrage nach

dem historischen Stellenwert der Ereignisse an die *Leser*. Gerade deshalb haben auch andere Autoren zu dieser Technik gegriffen, etwa *Werner Koch* in seinem Roman „Diesseits von Golgatha“ aus dem Jahre 1986, aber auch ein christlicher Theologe wie der Heidelberger Neutestamentler *Gerd Theißen*, dessen im gleichen Jahre erschienene „Historische Jesusforschung in erzählender Form“ mit dem Titel „Im Schatten des Galiläers“ sich sehr eng an das bei Fussenegger beschriebene Verfahren hält.

## Das Motiv der Zeitreise

Verfremdung über Sprache, Figurenperspektive oder Positions-Collage, eine letzte Möglichkeit dieser Jesusromane liegt in der Idee der *Zeitreise*. Der Schriftsteller wählt als seine Hauptfigur einen Zeitgenossen unseres ausgehenden 20. Jahrhunderts und läßt ihn eine Reise durch die Zeit antreten. Nicht – wie im klassischen historischen Roman – mit seinen Zeitgenossen wird Jesus konfrontiert, sondern mit Menschen unseres kritischen Wissens und Bewußtseins. Die Leser erhalten somit die Möglichkeit, sich mit dem fiktiven Zeitreisenden zu identifizieren, wissen jedoch gleichzeitig um den spielerischen Charakter dieses eben bewußt als solches deklarierten Versuchs. Nicht zufällig bedienen sich denn auch zwei der Autoren dieses Verfahrens: Zum einen der Spanier Benitez in seinem 1993 erschienenen Roman „Operation Jesus“, in dem in den Rahmen einer science-fiction-story eine freilich erstaunlich biedere Jesusgeschichte eingepaßt wird, zum anderen aber in dem gleichfalls 1993 auf Deutsch erschienenen weit gelungeneren Roman „Golgatha live“ aus der Feder des bekannten nordamerikanischen Schriftstellers Gore Vidal. Dieser Roman eignet sich beispielhaft zu einer genaueren Analyse.

Die fiktive Ausgangssituation ist verzwickelt: Sämtliche der Menschheit erhaltenen Berichte über Jesus, so die Vorgesichte, waren allein in einem Computerprogramm gespeichert, doch gerade diese Dateien sind von einem Hacker systematisch zerstört worden, also die Dateien aller Evangelien, Kirchenvätertexte, Traditionsberichte. Es gibt nur einen Ausweg, es muß ein neues Evangelium geschrieben werden, von einem realen Zeitzeugen der Ereignisse, und als solchen wählt sich Vidal Timotheus, den biblisch bezeugten Paulusbegleiter. Dieser bekommt per Funkbefehl aus der Zeitmaschine den Auftrag, seinen eigenen Bericht über die Ereignisse niederzuschreiben, das allein und einzig zählende „Evangelium nach Timotheus“. Timotheus, inzwischen am Ende seines Lebens Bischof in Thessaloniki und der Ich-Erzähler dieses Romans, hat freilich manches anders erlebt, als es der bibelfeste Leser in Erinnerung haben mag. Doch je genauer sich Timotheus an die von ihm selbst erlebten Ereignisse oder an ihm überlieferte Berichte zu erinnern versucht, um so mehr verschwimmen seine Gedanken: Was war authentische jesuanische Botschaft, was Gemeindeprägung, Legende und Mythos? Zu

allem Unglück versuchen verschiedenste undurchschaubare Gestalten des 20. Jahrhunderts, seinen Bericht zu ihren Gunsten zu manipulieren.

Der Spannungsbogen spitzt sich zu auf die Tage der Kreuzigung Jesu. Timotheus selbst wird mittels der ständig weiterentwickelten Technologien als Berichterstatter um einige Jahre zurückbeamt, doch auch einigen wenigen Gestalten unserer Zeit gelingt die für sie fast zweitausendjährige Zeitreise. Nicht nur um Berichterstattung geht es nun, sondern um den Eingriff in die Ereignisse. Nur das, was Timotheus berichten wird, würde ja der Nachwelt von Jesus überliefert! Am Ende erweist sich die mit Spannung erwartete Auferstehung als von japanischen Filmtypoos manipulierte Illusion. Ja, Jesus wird auferweckt, doch er fährt auf in den Himmel und wird aufgenommen in – die Sonne, aufgenommen von der höchsten japanischen Sonnengöttin Amaterasu. „Logo“ oder Zeichen des solcherart überlieferten Christentums aber wird fortan das Kreuz im Sonnenkreis...

Gleich ein ganzes Bündel von literarischen Entfremdungsmechanismen garantieren diesem provokativ-frechen Jesusroman sein Gelingen: ein fundiertes Aufgreifen biblischen Traditionsgutes, das jedoch – durchaus im Sinne moderner Exegese – hinsichtlich der Historizität hinterfragt wird; ein

satirisch-witziger Grundton, der das Geschehen von vornherein als vernüglisches Lese-Experiment deklariert und dem Roman die pseudohistorische Schwere vieler anderer Jesusromane nimmt; zahlreiche literarische und historische Anleihen und Anspielungen; die Persiflierung des zeitgenössischen Film- und Fernsehbetriebs als Informationsmanipulierer; das Spiel mit den Möglichkeiten der Computertechnik; die flapsig-schnodderige Alltagssprache des Erzählers Timotheus. Diese literarischen Tricks lassen den Roman zu einem postmodernen Spiel mit christlicher Tradition werden, ohne die Missionierungsabsicht vieler früherer Jesusromane.

Moderne Jesusromane bedienen sich verschiedenster literarischer Techniken, um aus ihrer Sicht und auf ihre Weise sich der faszinierendsten Gestalt der Weltliteratur anzunähern, eben diesem Jesus. „Niemand wie er“ heißt es in Roths Jesusnovelle. Was sein Geheimnis ausmacht, worin seine bleibende Faszination liegt, das versuchen auf ihre Art und Weise auch die Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu erkunden. Ihre Bücher sind stets ernstzunehmende Einladungen, mal oberflächlich, mal tiefeschürfend, mal provokativ, mal fromm dem bleibenden „Phänomen Jesus“ nachzuspüren.

Georg Langenhorst

## Kurzinformationen

### Bundesinnenminister kritisiert „Kirchenasyl“

Die mißverständlich als „Kirchenasyl“ bezeichnete Praxis einiger Gemeinden, unmittelbar von der Abschiebung bedrohte Ausländer bei sich aufzunehmen, bietet weiterhin Anlaß zu kontroverser Diskussion zwischen Kirchenvertretern und staatlichen Stellen (vgl. HK, Mai 1994, 220). Trotz ausdrücklicher Betonung, es gebe weder im weltlichen, noch im kirchlichen Recht ein „Kirchenasyl“ und die Kirchen beanspruchten keinesfalls einen rechtsfreien Raum, stießen Äußerungen des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, des Mainzer Bischofs *Karl Lehmann*, auf scharfe Kritik von Bundesinnenminister *Kanther*. In einem Interview mit dem „Spiegel“ (Nr. 20/16. 5.) hatte Lehmann eingeräumt: Komme jemand nach gewissenhafter Prüfung zu dem Ergebnis, daß

er einen Menschen vor Gefahr schützen müsse, habe er das Recht, sich ausnahmsweise gegen staatliche Anordnungen zu stellen. Er gab zu bedenken, daß Gläubige, die im unmittelbaren Kontakt zu einem Flüchtling stünden, im Einzelfall besser beurteilen könnten, ob Abschiebung eine reale Gefahr darstelle. Unvermeidlich kämen dagegen Behörden in die Situation, angesichts der großen Zahl der Asylbewerber einzelne Fälle recht schematisch zu behandeln. Meist gehe es beim „Kirchenasyl“ daher darum, daß der Fall angesichts zusätzlicher Informationen erneut überprüft werde. Ausdrücklich betonte Lehmann, es gehe nicht um eine grundsätzliche Auseinandersetzung zwischen Kirche und Politik, vielmehr um eine gemeinsame Lösung des Problems. Aufgabe der Kirche sei es aber, „immer dort einzugreifen, wo sie fundamentale Rechte von Menschen verletzt sieht“. Eine staatliche Rechtsnorm könne nicht immer das Gebote-

ne in vollem Maße umsetzen. In der „Welt am Sonntag“ (15. 5.) warnte dagegen Kanther vor „weiteren Rechtsbrüchen“, die Kirchen hätten kein Recht, der deutschen Justiz zur Abschiebung anstehende Asylbewerber zu entziehen. Auch die Berufung auf sittliche Überzeugungen berechtigten in einem freiheitlichen Rechtsstaat nicht zum Rechtsbruch. In einer Stellungnahme des Pressesprechers der EKD zu dieser Auseinandersetzung heißt es: Es gehe um die Abwägung zweier Rechtsgüter, den Schutz für Menschen, die sich bedroht fühlten und die Rechtsstaatlichkeit. Keineswegs sei die Kirche rechtsfreier Raum, wenn Christen aber in die innere Not gebracht würden, bedrohten Menschen Zuflucht zu gewähren, werde die Kirche diese Gewissensentscheidung respektieren. Dabei gehe es gerade nicht um eine subversive Praxis, vielmehr sei die „Asylgewährung“ mit der Bitte an die Behörde verbunden, den